Nr 6 Samstag, den 15 März 1924 2. Jahrgang



Der Wächter vom Kahlen Asten

Monatsbeilage zur Sauerländer Zeitung.
Druck und Verlag von Hans Albrecht, Brilon.

Christus und die Heimat.

Predigt zur zweiten Tagung des Sauerländer-Heimatbundes zu Meschede 1923.

Von J. Hatzfeld.

(Aus „Trutznachtigall" Nr. 5.)

„Heilig sei euer Wandel unter den Völkern, daß sie, die euch Verbrecher schelten, eure guten Werke sehen und Gott preisen." I. Petri, 2, 12.

M. A.! Da sind wir beisammen um das, was wir heute und morgen vorhaben, vor unseren Herrgott zu tragen, damit sein allwissendes Auge, ob in dem, was wir wollten, noch ein heimlicher Rest von Eigennutz, von Unwahrheit oder Falschheit sei. Kein Grund soll heute mehr sein in unserer Seele, der im Dunkeln, keine Falte, die verhohlen bleibe, alles soll offen und nichts verborgen sein. Denn dies ist die Zeit, wo nur noch leben darf, was recht, wo nur gelten darf, was probehältig ist, wo wir die wirklich letzten und höchsten Werte mit der Faust erfassen und festhalten müssen. Es gibt nur noch diesen Weg, auf dem wir, Kreuzfahrern gleich, die furchtbare Elendmauer des Hasses, die die Völker der Erde um uns türmten, übersteigen können. Seit Jahren stoßen wir uns die Seele wund an dieser Mauer, von der herab sie uns als Verbrecher höhnen. Seit Jahren kratzen wir uns die Nägel blutig, um nur irgendwo, ach nur irgendwo, eine Bresche oder auch nur eine Scharte in dies Höllengemäuer des Satans selber zu legen. Vergebens — hart wie aus stählernen Blöcken geschmiedet stand und steht die stachelbewahrte Hürde und spottet. Ob nun wohl einer, auch nur ein einziger im lieben Vaterland ist, der so gemütseinfältig wäre, nicht begriffen zu haben, daß die Rettung nach draußen nur kommen kann aus der Rettung nach innen? Es geht ein Suchen durch das deutsche Volk, ein Suchen nach den alten Quellen, die unsere Ahnen aufgespürt haben, wenn sie durch Unglück, Not und Tod gehen mußten. Und im währenden Suchen ist neben anderen der Heimatgedanke in uns aufgestiegen, und plötzlich ist alles in einem seltsam verklärten Lichte vor uns gestanden, was wir durch lange, lange Jahre vergessen hatten. Wie ein Jubel brach es sich Bahn: Das, o das mußte ein Seil unserer Rettung sein, wer wollte wohl zweifeln? — Und doch, wir müssen noch einmal sagen, es darf nur bestehen heute, was recht, was klar, was wahr ist. Darum muß sich auch das, was wir mit dem Worte „Heimat" nennen und aus ganzer Seele umarmen, auch das muß es sich gefallen lassen, in das prüfende Licht der ewigen Wahrheit gerückt zu werden, um von ihr einen neuen, höheren Glanz zu erhalten, oder aber als eine neue, große Täuschung nach den vielen, die ihr vorhergingen, entlarvt zu werden. Kurz, mit einem Worte gesagt: Dürfen wir das, was wir heute und morgen vorhaben, hierher ins Heiligtum tragen und ohne Heuchelei erwarten, daß Gott es segne, oder nicht?

Meine Antwort ist ganz klar und einfach. Sie lautet: Haben wir den Begriff von unserer Heimat, den unser Herr und Meister von der seinen hatte, stehen wir so zur Heimat, wie Christus zu ihr stand, und lieben wir so unsere Heimat, wie er die seine, dann ist's das rechte, dann sind wir hier mit ihr am rechten Ort, dann dürfen wir auf Gottes Segen für die Heimatarbeit hoffen.

Christus? Heimat? Ja, haben denn die überhaupt miteinander etwas zu tun? Ich weiß nicht mein Christ, ob du es überhaupt schon einmal der Mühe für wert gehalten hast, dir darüber Gedanken zu machen, daß unser Herr und Heiland auch eine Heimat hatte, daß er, ich möchte fast sagen auf eine betonte Weise eine Heimat hatte. Nein, nein, Christus kam nicht als Mensch schlechthin, sondern als Angehöriger des jüdischen Volkes, noch genauer — als Galiläer in diese Welt. Und wenn du meinst, das sehe doch stark nach Zufall aus und hätte ja doch auch anders sein können — nun ja, es *hätte* ja wohl, aber es *sollte* doch nicht.

Du weißt es aus den ersten Seiten der Bibel, wie Gott dem ersten Adam im Paradiese eine Heimat schuf. Wie vieles geschah da erst und wie sorgfältig in dem urgewaltigen Werk der sechs Tage, bis die Heimat des ersten Adam mit offenen Toren auf ihn wartete. Wunderts euch da, daß der zweite Adam, der ja Gottes eingeborener Sohn war, eine Heimat haben sollte und wollte? Nein er hat auf vieles, auf das meiste verzichtet, worin hier Menschenherzen suchen, was sie ihr Glück nennen. Auf eines aber hat er nicht verzichtet: er wollte einen Platz haben, wo er zum ersten Male den süßen Namen Mutter mit kindlicher Lippe stammeln durfte. Er wollte nicht irgendeiner, er wollte kein Heimatloser sein.

Und wie rührend ist das alles, was die Güte des göttlichen Vaters von vielen Jahrtausenden her wirkte und tat, damit der Erlöser der Menschen, wenn er einmal den Fuß zur Erde setze, eine Heimat habe! Da ruft die Stimme des Allmächtigen in die grauen Nebel der Urzeit hinein, und da taucht die Gestalt des Erzvaters Abraham auf. „Zieh in das Land, das ich dir zeigen werde." Es wird Ernst mit der Heimat des Menschensohnes! Und von dem Augenblicke an, da Abraham den ersten Fuß aus seiner ihm angestammten Heimat setzt, um wie ein Träumender die neue zu suchen, bis zu dem Augenblicke, wo die Engel auf Bethlehems Fluren Gloria sangen und der freudevoll bebenden, aber stummen Heimat Christi ihre Stimme liehen, bis zu diesem Augenblicke, wieviel Fügungen und Führungen Gottes durch Wüste und Sand, durch Meer und Land, durch Krieg und Brand, durch tausend Irren und Wirren und, ja, was muß man da alles noch nennen? Die ganze Geschichte Israels gehörte ihm daher. Von weit her war dies das Volk, das ihm bestimmt war in seinem Lande, und sie haben Jahrtausende auf einander gewartet, er auf sein Volk und sein Volk auf ihn.

Mein Lieber, kannst Du noch glauben, wie viele es wollen, daß es um die Heimat nur Gefühlsduselei sei? Konnte es dir Gott wohl deutlicher zeigen, daß die Heimat nichts Gleichgültiges sei? Kann das etwas Nebensächliches und des Aufhebens Unwertes sein, um dessentwillen Gott, um es seinem Sohne zu schaffen, so durch Jahrtausende die Geschicke eines Volkes führte? Nein, das ist nichts Nebensächliches, und wenn Leute kommen und wollen dir das Gegenteil sagen, *du wirst es ihnen nun nicht mehr glauben*, wenn du es überhaupt je geglaubt hast.

M. A. Gott gab dem Herrn eine Heimat, *aber* der Herr lebte auch in der Heimat, wurzelt mit ihr in allen Fasern seines gottmenschlichen Wesens. Er *bekannte* sich zu ihr nicht nur in dem einen oder anderen, sondern in allem. Kam er mit seinen getreuen zwölf Boten nach Jerusalem, so sprang den Juden das Wort auf die Zunge: „Seht da kommt der Galiläer", so sehr blieb er sogar in Sprache und Kleidung und sonstigem Gehaben seiner engsten Heimat getreu. Dreißig Jahre lang blieb er in Nazareth. Hätte er nicht mit zwanzig auch schon sein Werk in der Oeffentlichkeit beginnen können? Warum tat er es nicht. *Schau* in den Frieden und in die Freude des Hauses zu Nazareth zwischen den Hügeln Galiläas, so hast du ganz gewiß einen der Gründe. Ists nicht, als habe er aller Welt damit eine lebendige Lehre vom Werte der Heimat geben wollen?

Willst du aber ganz zutiefst wissen, wie einer zu seiner Heimat steht, so *mußt du ihn reden hören*. Wenn du aber Christus reden hörst, so spürst du, wie in jedem seiner Worte der Atem seiner Heimat mitschwingt, wie sich in all der Jenseitigkeit, die er predigt, in all der Himmelswahrheit, die er verkündet, doch der ganze blaue Himmel und die ganze, sonnig beschiedene Erde seiner judäischen Heimat spiegelt. Seine Rede ist wie ein Hauch des Landes, in dem er wohnt. Um dir das zu beweisen, brauche ich gar keine weiten Wege zu gehen und keine spitzfindig ertüftelten Beweise zusammenzustoppeln, nein, ich brauche nur irgendwo, wahrhaftig nur irgendwo, eine Seite des neuen Testamentes aufzuschlagen, und überall leuchtet aus Christi Reden immer und immer wieder das Bild seiner Heimat. Und dieses Bild ist ausgeführt bis in seine kleinsten Einzelheiten. Mit scharfem Auge hat er alles in sich aufgenommen, und nun dient ihm alles, sei es groß oder klein, zum Gleichnis des Ewigen. Von der Lilie auf dem Felde bis zum Spatz auf dem Dache, da ist auch nichts, was seiner liebevollen Betrachtung entgangen wäre. Du kannst dich von ihm an die Hand nehmen und dir das ganze heilige Land mit allem, was in ihm lebt, zeigen lassen. Und er zeigt dir alles und vergißt nichts. Er zeigt dir den Säemann auf dem Felde, wie er mit weitem Schwunge der Erde seine Hoffnung vertraut, läßt dich teilnehmen an den Sorgen und Freuden des Landmannes seiner Zeit, geht mit dir zu den Hirten auf dem Felde und steht mit dir in Haus und Hof hinein, läßt dich erleben, wie man in Palästina Hochzeit hielt, und wie man an der Bahre trauerte. Er tritt mit dir an die Wechselbänke und an die Zoll- und Steuerstätten, vergißt auch den Tempel wie den Gerichtssaal nicht, wandert mit dir die Wege der Reichen wie der Armen, daß dir des einen Uebermut und des anderen Elend nicht verborgen bleibe. Der Arbeitsmarkt mit seinem Leben und Treiben, mit seinem Feilschen und Handeln wird dir vertraut und wie der Herr und der Knecht, wie Besitzer und Verwalter es miteinander haben. In einen Weinberg liegt ihr ein und wieder in einen Garten, oder steht miteinander am See Genezareth und seht den Fischern zu. Den Kaufmann lernst du kennen und den Gärtner, wie sie ein jeder in seiner Art sich geben. Der Hauptmann und sein Soldat wird so wenig vergessen wie die Kinder und ihr Spiel auf dem Markte. Ein armer Besessener begegnet euch, ein Mann aus Samaria und eine Frau, die um einen gefundenen Groschen jubelt, und hundert andere Gestalten noch und eine jede in unvergeßlicher Klarheit. Doch das weißt du ja alles, und ich brauchte dich bloß daran zu erinnern. Jedenfalls siehst du, daß man aus den Reden und Gleichnissen Jesu ein ganzes rundes, abgeschlossenes Kulturbild des Judenlandes, wie es ums Jahr 30 war, gewinnen kann. Wirklich, wenn je ein Mensch ganz und voll in seiner Heimat lebte, wenn je ein Mensch wußte, was er an seiner Heimat hatte, dann war das Christus. Und ist es wohl nicht diese Seite seines Sems und seines Sichgebens, die ihn uns als den liebenswürdigsten der Menschenkinder zuerst nahe bringt?

Wenn doch auch wir daraus lernen wollten, uns zu unserer Heimat zu bekennen und nicht zu schämen, das zu sein und das ganz und unverhohlen zu sein, was wir sind! Haben wir noch einen Grund, uns zu schämen, von unserer Heimat das Beste zu nehmen und in uns auszuprägen, nachdem Christus sich dessen nicht geschämt hat, nachdem er's sogar am Kreuze noch dulden wollte, als Sohn seines Volkes auf einem weithin sichtbaren Schilde bezeichnet zu werden.

Und, m. A., gerade weil Christus der Herr die Heimat so ganz kannte und sie in sich aufgenommen hatte, wie ein Teil von sich selbst, darum mußte er sie naturnotwendig lieben, wie sie sonst niemand lieben konnte. Seine Liebe war die selbstloseste, denn er war seiner Heimat allerärmster Sohn und konnte in Wahrheit von sich sagen, daß sie die Heimat, den Füchsen und Vögeln mehr gegeben habe, als ihm. Nicht nur, daß er den Boden der Heimat kaum verließ, nicht nur, daß er seine Apostel aus dem Lande nahm, nicht nur, daß er sein Evangelium, wie das ja auch im ewigen Plan beschlossen war, fast ausschließlich seinem Volke anbot, seine Tränen um Jerusalem beweisen, daß er noch viel mehr hätte tun mögen, wenn seine Heimat es hätte zulassen wollen. Ja, so sehr liebte er sie, daß er sie und ihre Liebe sogar verlieren wollte, um auch ihr Bestes für sie zu retten. Und damit hat er's uns erst ganz gezeigt, wie man seine Heimat lieben soll.

Heimatliebe ist ein schönes, vielbesungenes Wort — aber ist nicht gerade das Schönste häufig eine willkommene Wand, hinter der ganze Nester von Eigennutz, Selbstsucht und Gesinnungslosigkeit aller Arten furchtlos hecken können? Diesem Schicksal ist auch die Heimatliebe nicht überall entgangen. Und das alles, nachdem uns Christus gezeigt, daß das Letzte und Tiefste, was wir in der Heimat lieben und lieben sollen, *etwas Geistiges* ist! Heimat, — das ist nicht der äußere Reichtum ihrer Gaue, und nicht die blinkenden Schätze ihrer Berge, ist nicht das, was wir mit unserer Hände Arbeit im Schweiße unseres Angesichts aus ihren Feldern und Gärten gewinnen, ist nicht dies und nicht tausenderlei anderes, das sich mit Händen greifen läßt; wohl — das alles sind Teile der Heimat, Gaben der Heimat, ist aber nicht *die* Heimat, ist nicht das, was wir wirklich lieben und meinen, wenn wir „Heimat" sagen. Siehe, da ist ein Kind reicher Eltern. In Ueberfluß und Freude wächst es auf. Und eines Tages erklären ihm Vater und Mutter: „Kind, wir sind arm geworden und wir können dir nichts, gar nichts mehr geben von dem, was uns bis nun eine Freude war, dir zu geben." Sage, mein lieber Zuhörer, hält du' für möglich, daß dieses Kind, wenn es wirklich „Kind" ist, seine Eltern in ihrer Armut weniger liebt als vorher in ihrem Reichtum? Schau, so ist das mit der rechten Liebe beschaffen, daß es ihr nicht um das Aeußere zu tun ist, sondern, daß sie um das Innere ringt, wie Christus um die Seele seines Volkes gerungen hat. Er war weit entfernt, seine Heimat, so sehr er sie liebte und gerade weil er sie liebte, zu einem Götzen zu machen, zu einem Götzen, der doch im Grunde nichts anderes ist, als der fadenscheinige Stellvertreter des lieben, eigenen Ich. Darum konnte ihm auch das irdische Königtum, das ihm angeboten wurde, nichts wert sein. Seelenführer wollte er sein, und *sein* Feuer *ihr* anzünden, ein Feuer, in dem die letzte Schlacke des Gemeinen verbrennen, der letzte Rest von Aeußerlichkeit verflackern sollte, in dem dann irdische und ewige Heimat zu *einer* Lohe zusammenschlagend sich umarmen durften.

Wohl kannte er die Knechtschaft seines Volkes und litt unter ihr und nannte Herodes, den Schleppenträger des Römertums, einen Fuchs. Aber er wollte die Knechtschaft von innen her überwinden, wollte ein gesundes Volk in einem gesunden Lande schaffen. Darum stand er wie ein gedoppeltes Etwas wider das Saddazäertum, das in seinem verfluchten Tanze ums goldene Kalb die Heimat an die Fremde zu verkaufen alle Tage tausendmal bereit war. Darum stand er wie ein Fels auch wider das Pharisäertum, deren sinnlos gewordene Vaterlandsliebe verfleckten Hochmuts das Eine, unerläßlich Nötige übersah. Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, oder ihr seid nicht wert, daß auch das Uebrige daringegeben werde! Nur vom Ewigen her ist das Zeitliche heilbar oder — gar nicht. Alles was der Heiland für seine Heimat tat, war im letzten Grunde ein Kampf darum, daß diese Erkenntnis sich durchsetzte und wirksam werde. Seele und Ewigkeit sind ihm die einzigen Säulen, die das Gebälke der Heimatliebe tragen können, daß kein Sturm und kein Stroß es wegfegen kann.

M. A.! In der Heimat ein Geistiges lieben! In der Heimatbewegung um ein Geistiges ringen! Ein Denker unseres Tage sagt: „Die Seele der Kultur ist die Kultur der Seele." Geht das nicht in derselben Richtung? Wenn wir die Heimat *recht* lieben, dann ist *dies der Weg*, den wir gehen müssen, derselbe, den uns Christus vorangegangen ist, dann ist dies die Gesinnung, die uns heute, morgen und künftig durchseelen muß. Tut sie das, dann darf ich auf die Frage unseres Eingangs antworten: Ja, wir dürfen es, wir dürfen mit dem, was wir heute und morgen wollen dort vor den Altar treten und mit Zuversicht unsern Herrgott bitten: „Segne du, was wir wollen und hilf uns du, daß wir das, was wir aus rechtem Geist für unsere Heimat begannen, aus einem reinen und starken Geiste vollenden mögen." Und wenn dies Gebet dann kein Lippengebet ist, dann steht die Welt vor dem Punkte, daß sie, wie unser Vorspruch es sagt, beschämt unsere guten Werke nicht mehr leugnen kann und wo die Mauern rings um uns vor der Kraft unsrer inneren Freiheit von selber fallen werden.

Fragst Du aber „Was soll ich tun?" so will ichs Dir klar und deutlich sagen. Christi Weg im Ringen um seine Heimat war ein Opferweg, laß auch den deinen einen Opferweg sein. Du liebst ja die Heimat, sagst du. Nun, dann frage heute und künftig nicht mehr nur „Was kann ich von der Heimat haben?", nein, frage nur noch „Was kann ich armer einzelner Mensch, was kann ich für die Heimat noch tun, welche Opfer für sie bringen?", und halte dich überzeugt, daß kein Opfer, das zu bringen möglich ist, entbehrt werden kann, ja, daß es geht bis auf das Scherflein der Witwe. Frage dich heute vor Gott und deinem Gewissen, was du tun kannst, und was dann vor dir steht, das tue. Tue es, ohne zum Nachbarn zu schielen, ob er dir nachfolgt oder gar vorangeht. Ueberlaß Du ihn seinem Werke, ob er es tue oder nicht, tu du nur geraden Sinnes, was du als Recht erkannt hast. Und mag dich auch da und dort der Gedanke ankommen", so wisse: deine Heimat wird es Dir lohnen und der Herr im Himmel, der seine Heimat liebte. Amen.

Zum Gedenktage der Königin Luise von Preußen.

Zum 10. März.

Im Frühjahrssonnenscheine des Jahres 1776, am 10. März, kam in Hannover als ein willkommenes Geschenk des Himmels ein liebliches Prinzeßlein ins Erdenland. Sie sollte den Namen Luise tragen. Ihr Vater, Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz, befehligte damals als englischer General und Gouverneur der Stadt das hannoversche Truppenkontingent. Ihre Mutter war Prinzessin Friederike von Hessen-Darmstadt. In den gleichen Lenzmonat fiel ihr Taufstag.

Veilchenduft erfüllte die alte Garnisonkirche von Hannover. Die Taufpaten trugen Veichensträuße, das Taufbecken war geschmückt mit Veilchenkränzen und im Schmucke von Veilchengewinden träumte das Kind. Es war, als ob gütige Feen aus Blumenduft und Frühlingssonnenschein die lichte, sonnige Seele dieses Herzogskindes gewoben hätten. Unendlich viel Sonnenschein lag über der ersten Wegstrecke ihres kurzen Erdenlebens, vor allem in den glücklichen Jugendjahren am Darmstädter Hofe, wo Prinzessin Luise nach dem frühen Heimgange der Mutter, unter sorgsamer Obhut ihrer Großmutter, frei von allem höfischen Zwange, zu herzerquickender Natürlichkeit und echter, edler Menschlichkeit erzogen wurde.

Und so blieb die heitere, frohe Luise eine „Jungfer Husch" bis zur Verlobung und in die Ehe hinein, die zu einem wunderbar innigen Lebens- und Freundschaftsverhältnisse zwischen zwei in ihrem Wesen grundverschiedenen Menschen führte, die einander restlos verstanden und glücklich ergänzten. Ihr ungetrübter Frohsinn jener Tage klingt wieder in den Briefen an ihren Verlobten, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, den sie bald als „die tolle Luise, votre chere petite promise", bald als „bientot herzliebes Weibchen Luise" grüßt.

So schien sie, die mit ihren reichen natürlichen Anlagen, mit ihrer überwältigenden Schönheit des Leibes und der Seele die meisten Menschen ihres Umkreises weit überragte, dazu bestimmt, dereinst im Glanze der Königskrone glückhelle Wege zu wandeln. Wohl war es ein ungleiches Paar, das am Weihnachtsabend 1793 den Bund der Herzen schloß. Er bedenklich und unentschlossen, von strenger, ernster Lebensauffassung beherrscht, aber aufrichtig und gut. Sie geistvoll, leichtblütig, mit ihren 17 Jahren noch unbesonnen und manchmal unvorsichtig. Aber es ist doch ein wertvolles Zeugnis für den Kronprinzen, der so oft und nicht immer ohne Grund getadelt worden ist, daß er seine junge Gattin völlig an sich zu fesseln vermochte in einer Liebe, die mit den Jahren sich immer mehr verinnerlichte und vertiefte, so daß sie von ihm sagen konnte: „Durch ihn bin ich besser geworden; ich glaube, er ist der beste Mensch und Charakter auf Erden." Während der König, als er schluchzend an ihrem Sterbebette kniete, das schöne Bekenntnis ablegen durfte: „Du bist ja mein einziger Freund, zu dem ich Zutrauen habe!"

Als Friedrich Wilhelm III. am 17. November 1797 mit 27 Jahren den Thron seiner Väter bestieg, verstand es Luise, obwohl erst 21jährig, vortrefflich, ihre königlichen Pflichten zu erfüllen. Sie begleitete ihren Gemahl auf Reisen, welche er in seine Provinzen unternahm, erleichterte ihm die schweren Pflichten der höfischen Etikette, welche alle Empfänge beherrschte und bezauberte durch ihre hinreißende Schönheit und Anmut aller Herzen. Mit wem sie auch verkehrte, mit dem Adel, den Bauern, den Bürgern, den Professoren der Hochschulen, überall fand sie das rechte Wort, traf sie den rechten Ton.

So erscheinen die ersten acht Jahre ihrer Königszeit im Glanze lichter Freude und Glückseligkeit, wenn man sie mit den nachfolgenden fünf Jahren, den letzten ihres Lebens, vergleicht. In diesen Jahren legte sich die schwere Hand Napoleons I. auf Deutschland. Er gründete 1806 den Rheinbund und behandelte das lange Jahre ihm ganz gefügige Preußen mit einer Geringschätzung, welche den König zur Kriegserklärung zwang.

Wahrlich nicht unweibliche Herrschgelüste waren es, die

damals die Königin veranlaßten, bestimmend in die Geschicke ihres Landes einzugreifen. Aber sie hätte nicht als Preußin und als Deutsche empfinden müssen, wenn sie nicht den Wunsch nach Willen gehabt hätte, daß Preußen seine Ehre wahre, auf jede Gefahr, und das Schwert Friedrichs des Großen schien ihr noch scharf genug, um fremde Willkür und fremden Uebermut zu züchtigen und zu zähmen. „Wendet Männer", ruft sie ihren Söhnen zu nach der Niederlage von Jena und Auerstädt „und geizet nach dem Ruhme großer Feldherrn und Helden! Wenn euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet ihr des Namens von Prinzen und Nachkommen des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt ihr aber den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!" — „Wenn eure Mutter und Königin nicht mehr ist, dann weihet meinem Andenken Tränen, wie ich sie jetzt dem Umsturz meines Vaterlandes widme. Aber begnügt euch damit nicht allein, handelt, entwickelt eure Kräfte, vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder." Den großen Männern, die Preußens Wiedererhebung einleiteten, hat sie in unermüdlicher Treue die Wege geebnet. Weil sie an hoher Stelle stand, konnte ihr Verhalten nicht unbemerkt bleiben, und Napoleon, dem innerer Adel des Empfindens fremd war, hat sich deshalb öffentlich in seinem Bulletin gegen die „neue Armida" gewandt, „die ihr eigenes Haus in Brand stecke."

Wieviel Selbstverleugnung und Ueberwindung gehörte dazu, daß die schöne, stolze Königin, als alles verloren schien, in Tilsit vor dem Manne, der sie beschimpft hatte, sich demütigte, um mildere Friedensbedingungen für Preußen zu erlangen. Man glaubte, der Kaiser werde ihrem Liebreiz nicht widerstehen können. Er hat ihn auch empfunden und unverhohlen seine Bewunderung ihrer Schönheit und Klugheit zum Ausdruck gebracht. Aber trotz aller Höflichkeit, die er ihr erzeigte, verfolgte er unbeirrt sein Ziel, Preußen zu demütigen und machtlos zu machen.

Die Schmach des Vaterlandes hat ihr das Herz gebrochen. Am Abend des 19. Juli 1810 entschlief sie auf dem Schlosse Hohenzieritz, wo sie zu Besuch bei ihrem Vater weilte, der seinem Bruder als Herzog von Mecklenburg-Strelitz gefolgt war.

Ihre letzten Gedanken galten dem Vaterlande, ihre letzten Wünsche dem Wohlergehen ihres Gatten und ihrer Kinder. Noch in der Todesstunde wies sie ihnen den Weg zur Ehre und Freiheit, in ihrer Seelengröße und in ihrem wahrhaft königlichen Wesen die berufene Hüterin all der großen vaterländischen Ideale, die dem Könige nach dem Willen des Schicksals versagt waren.

Herber Schmerz und tiefe Trauer ging durch Deutschland. Ein banges Ahnen schien alle Herzen zu durchdringen, als wäre die letzte Hoffnung mit dem Leben der angebeteten Frau dahingegangen. „Rose, schöne Königsrose, hat auch Dich der Sturm getroffen?" so klang es in Schenkendorfs tief empfundener Totenklage aus der Seele ihres verlassenen Volkes. „Ihr Vaterland wollte sie groß, reich und mächtig machen. Kein irdisches Wesen habe ich höher geachtet . . ." so urteilte Bismarck später über diese einzigartige Frau mit dem reinen Herzen, die Goethe schon im Epimenides als „höchst vollkommene, angebetete Königin" gefeiert hatte. „Nehmt alle Rosen, die in Deutschland blühen, und legt sie dieser Königin aufs Grab!", so zittert noch in Max Bewers Huldigung die Klage um diesen schweren schmerzlichen Verlust in unseren Tagen nach.

Als Siegesgenius der deutschen Freiheitskriege, als Schutzgöttin des deutschen Volkes, „die aus dem Kampf empörter Zeit die einzige Siegerin hervorgegangen" (Kleist), so erscheint uns heute Luisens verklärte Gestalt, für die unser großer Landsmann Rauch in den Grabdenkmälern im Schloßgarten zu Charlottenburg u. Hohenzollernmuseum in begnadeter Schöpferstunde den vornehmsten und höchsten künstlerischen Ausdruck fand: auf den überirdischen Zügen der Schlummernden das tiefe Leid verklärt von einem Morgenstrahle der Hoffnung.

Und wie sie vor Zeiten den Helden der Befreiungskriege begeisternd voranschwebte, so wird unsere große Königin, deren verehrungswürdiges Bildnis als einer Heiligen unseres Volkes durch das Dunkel deutscher Not leuchtet, mit geheimnisvollen Seelenkräften, die in die Ewigkeit wirken, auch uns zur deutschen Befreiungstat vorbereiten:

„Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
dann ruft Dein Volk; dann, deutsche Frau erwache:
ein guter Engel für die gute Sache."

O. K.

Wiedersehen mit Italien.

Von Joh. Lerman.

Habt ihr schon einmal eine schöne Frau wiedergesehen? Eine, die ihr liebtet, eine, deren Anblick ihr durch Jahre sehnsüchtig entbehrt habt? — Wenn die lange Zeit um ist, während ihr sie nicht saht, so kommt ihr wieder zu ihr: erwartungsvoll, mit leise bangem Herzklopfen — wie wird sie aussehen? — Und: wie wird sie euch begegnen? — Und — — wird es eine Enttäuschung sein?

Bella Italia! Ist sie den Suchern im deutschen Geist nicht allzeit die begehrte Braut gewesen — zog es uns nicht, Ahnen, Väter, Söhne, zu ihr, sie uns zu erobern und sie zu umfangen, an unser schönheitsdurstendes Herz zu pressen?

Nun ist das lange versperrte Tor wieder aufgeschlossen: es öffnete sich wohl schon in der letzten Zeit so halb, aber es war doch immer nur ein Spalt, der knapp Raum zum Durchschlupf gewährte — bedrückend, wenig gastfreundlich. Aber nun steht das Tor wieder weit, weit offen: „Seid willkommen, ihr alle! — ich weiß es, denn jüngst bin ich hindurchgegangen.

Ich kam vom Oberrhein — von dort, wo deutsche Menschen den schweren Kampf ums Dasein führen. Ich zog durch die Schweiz, vom treuherzigen Basel nach Zürich, der Stadt, die zwischen den Nationen lebt, sogar nicht mehr deutsch ist und die Deutschen nicht mehr sehr liebt; über den Gotthard — und die reine Luft der Höhe, der schneidende Sturmwind, der mir den Schnee in großen Flocken ins Gesicht trieb, daß ich meinte, es sei um Neujahr, befreite mich nicht. Ich kam nach Bellinzona und Lugano, wo zwischen hochragenden Bergen die Sonne schon heißer scheint, wo das Auge des Sees tiefblau ist wie das Gottes, wo die dunkelbraunhäutigen welschen Bauern die melodisch spröde Mundart des Tessin sprechen — ich ahnte schon Italien, aber es war noch „la Svizzera".

Und dann kam Chiasso. Gewiß, niemals ist es ein sonderliches Vergnügen, eine Grenze zu passieren, selbst wenn Paßkontrolle und Gepäckrevision so handsam erledigt werden, wie hier: zugreifend, exakt, rasch von den Schweizern, lächelnd, liebenswürdig, zutraulich von den Italienern. Aber ich stand gern die halbe Stunde wartend an der Barriere, die Grenze zwischen den beiden Ländern ist: es war wie Christabend vor der verschlossenen Tür zu dem Zimmer, in dem man den Weihnachtsbaum wußte: bald wird sie offen sein — gleich — jetzt — —

Und nun war sie offen — und ich saß im Treno diretto. Es ist kaum eine Stunde Fahrzeit von Chiasso nach Mailand: in dieser Stunde habe ich Wiedersehen mit Italien gefeiert. Ich saß am Fenster und sah, wie die silberweißen Häupter der Tessiner Alpen zurücktraten und von den rosig-violetten Felswänden der Vorberge abgelöst wurden. Mählich blieben auch diese — vor mir und zu beiden Seiten öffnete sich weit die oberitalienische Tiefebene; durch das tiefgrüne Laub schimmerte das seidene Weiß, das zärtliche Rosa der frühlichten Blüten von Mandeln und Oliven, Zitronen und Orangebäumen, die helle Farbe der niederhängenden Weinreben mischte sich mit dem satten Schwarzbraun des fruchtbringenden Erdbodens. — — Und ich sah: im glühenden Schein der Abendsonne ging Gott in seiner ganzen unendlich großen Schönheit, Güte und Allmacht über das weite, glücküberströmte Land. . . .

In dem weichen Dunkel der Dämmerung taucht der strahlende Lichterglanz Mailands auf: die Krone auf dem Haupt der königlichen Stadt.

Skandinavien als Reiseziel.

Dänemark, das Stiefkind der Reisenden. — Von Stavanger bis zum Nordkap. — Im Land der tausend Seen.

Auch die Reise nach den stammverwandten nordischen Ländern war dem Deutschen in den letzten Jahren zur Unmöglichkeit geworden. Destomehr dürfte für diesen Sommer auch Skandinavien wieder aufgesucht werden, und es braucht ja nicht gleich das nördlichste Norwegen oder Finnland sein, wohin sich die Schritte lenken; auch Schweden und selbst Dänemark werden dem Naturfreund etwas zu sagen haben. Es erscheint fast erstaunlich, daß bei der geringen Entfernung — die Ueberfahrt von Warnemünde nach Gjedser, der Südspitze von Dänemark, dauert nur zwei Stunden —, Dänemark nicht noch weit mehr von den Deutschen als Reiseziel erwählt wird. Als reiner Agrarstaat bietet es mit seiner großen Anzahl intimer kleiner Landstädte, mit der heiteren Frische seiner Bewohner, die auch selbst der an Verkehr und Handel reichen Metropole Kopenhagen ihren Stempel aufdrücken, ungemein viel Anziehendes. Skagen, die Nordspitze Dänemarks zwischen Nord- und Ostsee, wird in den rauhen Jahreszeiten von den wildesten Stürmen umtobt. Im Sommer hat es ebenso wie Fanö (Nordsee) und Marienlyst (bei Helsingör) lebhaftes internationales Badeleben. Die Granitformationen Bornholms und die Kreidefelsen an der Ostküste der Insel Möen dürfen bei Aufzählung der landschaftlichen Schönheiten Dänemarks nicht vergessen werden.

Wessen Kasse es erlaubt, eine weite Tour zu machen, der kann in 24 Stunden mit sehr günstigen Anschlußzügen über Saßnitz—Trelleborg—Malmö vom Stettiner Bahnhof in Berlin nach Stockholm reisen und kann anschließend an diese Verbindung in knappen drei Stunden in Kristiania landen. Schweden bildet landschaftlich gewissermaßen den Uebergang von dem romantischen Dänemark zu dem strengen Ernst der Felsengebirge Norwegens. Das Schärengebiet im Westen mit seinen unzähligen kleinen Inseln aus Granit tritt hier schon eigenartig charakteristisch in die Erscheinung, nimmt aber kurz vor Stockholm fast anmutige Formen an. Stockholm bietet selbst wenig architektonisch Schönes, aber doch einen vornehmen Gesamteindruck von baulicher Geschlossenheit. Mit Göteborg ist Stockholm durch Kanäle verbunden. Eine Fahrt, die über den Wetter- und Wenersee führt, ist interessant und sollte nicht unterlassen werden. Wer sich hoch in den Norden Schwedens hinaufwagt, der wird die großen bewunderungswerten Erzbergwerke von Gellivare und Kirung aufsuchen. Von da ist es dann nicht mehr weit bis nach Lappland, das mit seinen Renntierherden und primitiven Lebensformen eine Welt für sich bildet.

Norwegen mit seinen tiefen Fjorden, die in das Land einschneiden und die durch jähe Felsstücke eingeengt werden, ist mit seinen Hochgebirgsketten und Schroffen von einem großartig ernsten und überwältigenden Charakter der landschaftlichen Eigenart, der sich nirgends mehr als bei einer Fahrt von Stavanger nach dem Nordkap offenbart. Die Lofoten, Norwegens seltsamste Felsgebilde, ragen wie zerfägte Blöcke mit phantastischer Silhouette aus dem Wasser. In dieser Umwelt fühlt sich der Mensch, wie wohl nirgends anderswo, unwesentlich und klein.

Auch Finnland (auf finnisch „Suomi") ist als Touristenland nicht von der Hand zu weisen. Es ist ein recht ausgedehntes Territorium von der Größe Preußens, allerdings nur sehr schwach bevölkert, mit ca. 3 Millionen Einwohnern. Meilenweite unbebaute Waldgegenden und ausgedehnte Binnenseeflächen geben dem Lande das eigene Gepräge. Dazu besitzt es in seinen Stromschnellenfahrten eine in Europa einzig dastehende Spezialität. Ein rechter Naturfreund wird auch in diesem Lande mit seinen tausend Seen auf die Kosten kommen. Sowohl über Kopenhagen, Stockholm, aber auch über Reval oder St. Petersburg, neuerdings Leningrad, ist Finnland zu erreichen. Bei unserm heutigen Marktstande kann man die Tagesunkosten in Schweden mit ca. 10 Kronen und in Norwegen mit etwa 15 Kronen veranschlagen.

Der Kupferpfennig

Vergoldet strahlt in neuem Schimmer
Der Kupferpfennig klein und schlicht;
Herr Hamster zieht aus dunklem Zimmer
Nun einen Schatz ans Tageslicht.
Was sind Devisen, was Effekten
Heut' gegen solchen Kupferwert?
Ha, nie war wohl seit Adams Zeiten
Der Pfennig so geehrt — begehrt!

Vergebens dreh ich Strumpf und Taschen
Nach jeder Himmelsrichtung um,
Kein Pfennig ist mehr zu erhaschen;
Dieweil solch Hamstern mir zu dumm.
So kann ich denn mit Schmerz und Trauer
Nur lauschen dieser Wundermär:
Daß so ein armer Kupferpfennig
Gleich runde zehn Milliarden wär!

Und dennoch, Freunde, ist zu loben
Solch ein Beschluß und solche Zahl,
Denn das Vertrauen wird gehoben,
Und neu gestärkt wird die Moral.
Ein altes Wort kommt neu zu Ehren:
Wer einst den Pfennig nicht geehrt,
Ist nicht befugt, sich zu beschweren,
Ist halt — nicht zehn Milliarden wert!

Musikeranekdoten.

August Stradal, der ausgezeichnete Musiker, veröffentlicht neuerdings eine Reihe köstlicher Musikeranekdoten, die zwar nicht alle neu, aber jedenfalls sämtlich amüsant sind.

Als Hans v. Bülow einmal spazieren ging, stieß ihn ein rasch vorbeieilender Herr etwas unsanft an, rief aber, die Situation verkennend, ganz zornig: „Esel!" Bülow lüftete artig den Hut und sagte: „Freut mich sehr! Mein Name ist Bülow."

Zu Brahms, der bekanntlich sehr unzugänglich, kam einst ein junger Musiker, in Händen eine Notenrolle. Brahms ahnte schon, daß es sich um die Beurteilung einer Komposition handeln dürfte und setzte sich wie von ungefähr auf den verschlossenen Klavierdeckel, von wo er über allerhand weitliegende Dinge zu konversieren begann. Der Jüngling wurde immer nervöser, je mehr Zeit verging, und endlich faßte er den Mut und bat Brahms, ihm eine Komposition vorspielen zu dürfen. Brahms erklärte, daß leider das Klavier total verstimmt sei, worauf der junge Mann versicherte, dies geniere ihn nicht. Da sagte Brahms ganz lakonisch: „Aber mich!"

Unerschöpflich sind die Anekdoten aus dem Munde des berühmten Quartettspielers und einstigen Direktors Josef Hellmesberger.

Einmal erschien ein Schüler des Konservatoriums bei Hellmesberger und ersuchte, ihm einen Trauermarsch vorspielen zu dürfen, den er auf den Tod Rossinis komponiert habe. Hellmesberger hörte dem Vortrag ganz ruhig zu, und als der junge Komponist geendet und seinen Direktor erwartungsvoll ansah, sprach dieser: „Es wäre mir lieber gewesen, Sie wären gestorben und Rossini hätte auf Ihren Tod einen Trauermarsch geschrieben."

In einer großen Gesellschaft, wo auch Delibes anwesend war, bat ein junger Komponist, von dem es bekannt war, daß alle Themen seiner Werke von großen Meistern entlehnt waren, in zudringlichster Weise Hellmesberger, er möge ihn Delibes vorstellen. Nach einigem Sträuben führte endlich Hellmesberger den jungen Mann zu Delibes und stellte ihn vor: „Monsieur Delibes — Monsieur Le Dieb."

Ein Wiener Konzertmeister, der sehr unrein spielte, hatte stets die Gewohnheit, aufzustehen, wenn er im Orchester ein Solo zu spielen hatte. Da sagte Hellmesberger einmal zu ihm: „Lassen Sie lieber das Solo stehen und bleiben Sie sitzen." Als ihm einmal jemand den sogenannten Minutenwalzer von Chopin schlecht und sehr schleppend vorspielte, sagte er am Schlusse: „Ihr Minutenwalzer war die schönste Dreiviertelstunde meines Lebens."

Es wurde einmal in Gegenwart Hellmesbergers davon gesprochen, daß Goldmark zur Komposition des „Merlin" fünf Jahre gebraucht hatte. „Was", rief er aus, „fünf Jahre? So was stiehlt mein Sohn in drei Monaten zusammen." Es äußerte ein Musiker, daß sich der Sohn Hellmesbergers, der auch Komponist war, in einem seiner Werke sehr stark an Mozart anlehne. „Wissen S' mir vielleicht einen Besseren zum Anlehnen?" rief des Getadelten Vater entrüstet.

In den Hofkonzerten, welche Hellmesberger in Wien damals immer leitete, saß stets in erster Reihe ein uralter, verrunzelter Mann, der meist die Konzerte durchschlief. Da fragte jemand Hellmesberger, wer dieser Greis sei. „Das ist", lautete die Antwort, „der selige Erzherzog Stephan, er ist schon lange tot, aber es getraut sich niemand, es ihm zu sagen."

Der seinerzeit sehr berühmte Cellist David Popper war, ähnlich wie Hellmesberger, ein großer Humorist, und auch von ihm ist die Zahl der Witze, die im Umlauf waren, Legion. Von einem bekannten Pianisten äußerte Popper: „Herr N. überwindet die größten Leichtigkeiten mit der größten Schwierigkeit."

Als ich einmal mit Popper in London zusammentraf, wo wir beide Konzerte gaben, klagte er mir, daß man in London nie rein spielen könne. Auf meine erstaunte Frage, warum? meinte er: „Wie kann man denn hier rein spielen, wenn man von dem Nebel stets schmutzig ist!"

Den großen Liedersänger Gustav Walter machte einmal jemand in Wien darauf aufmerksam, daß am Mittag dieses Tages eine Sonnenfinsternis stattfinden werde, und er möge nicht versäumen, sie zu beobachten. Da erwiderte Walter bedauernd: „Das ist aber schade, ich muß jetzt gerade Vöslau hinausfahren; hätte die Sonnenfinsternis sonst gern gesehen."

Walter gastierte einmal in einer kleinen Stadt in einer Oper von Gluck. Als nach dem Abschluß Walter stürmisch gerufen wurde, sagte ein Witzbold auf der Bühne zu ihm: „Gehen Sie hinaus, sich bedanken, das Publikum jubelt und auch der Komponist applaudiert wie toll." „So", rief Walter freudig, „wo sitzt er denn? Bitte, zeigen Sie mir den Mann, der interessiert mich sehr."

Nun noch ein Bonmont Bülows, wie zu Anfang auch zum Schluß. Nach einer Erstaufführung der „Walküre" gab es eine Künstlerzusammenkunft, bei der Bülow neben dem Komponisten Abt zu sitzen kam. Dieser schimpfte natürlich fürchterlich auf die Wagnerschen Musikdramen und äußerte sich sehr abfällig über die eben gehörte „Walküre". Bülow ließ sich belustigt mit Abt in ein Gespräch ein und fragt endlich, was ihm am meisten in der „Walküre" mißfallen habe. Abt erwiderte: „Vor allem der Walkürenritt — den hätte ich ganz anders komponiert!" Mit ernstem Gesicht sagte Bülow: „Das glaube ich gern, denn es wäre dann ein Abt-ritt geworden!"

Das Lachen.

Die wahre Psychologie des Lachens ist noch nicht geschrieben worden. Alle gelehrten Bücher über diesen Gegenstand, die ich gelesen habe, waren lediglich Abhandlungen über das Komische. Aber das Lachen reicht weiter und tiefer als das Komische. Wir lachen nicht nur über Scherze und Einfälle, sondern unser bestes Lachen entspringt der reinen Lebensfreude.

Kleine Kinder lachen über nichts, genau wie junge Lämmer und junge Hunde hüpfen und springen. Sie tun es, weil sie von Lebensströmen durchflutet sind, weil sie von elektrischer Animalität übervoll sind. Und in uns erwachsenen Leuten gibt es die gleiche Art von Heiterkeitsausdruck — ein tiefes Lachen des Geistes, mag es auch nicht einmal auf der Lippe erscheinen.

Lachen ist das Zeichen von Lebenskraft. Es ist der Schaum der auf den Kämmen höchster Lebenswellen sich zeigt, es ist der Lärm des Springbrunnens der schöpferischen Kraft. Es ist das Kriegsgeschoß der siegreichen Seele. Die innere Heiterkeit und Helle ist immer da, wenn wir eine große Wahrheit erkennen, wenn wir das Herz der Natur berühren, wenn wir Gott flüchtig erspähen oder wenn wir uns unseres eigenen Könnens bewußt werden.

Hüte dich vor jeder sogenannten Wahrheit, die nicht in der Sonne funkelt! Hüte dich vor jedem Menschen, der keine Schätze verborgener Fröhlichkeit besitzt!

Frank Crane.

Was haben wir bei unserer Ernährung im Haushalt zu beobachten?

Von Dr. Litterscheid, Direktor des Städt. Untersuchungsamtes, Hamm.

Auf diese Frage gibt eine für jedermann leicht verständliche 82 Druckseiten umfassende Schrift des Direktors der Staatl. Nahrungsmittel-Untersuchungsanstalt Berlin, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Juckenack, Ministerialrat im preußischen Ministerium für Volkswohlfahrt, in Form von 129 Fragen und Antworten bündige, klare und zutreffende Antworten. Mehr wie je vorher ist es Pflicht und Aufgabe jedes Volksangehörigen, insbesondere aber der weiter schauenden praktischen Hausfrau, des Gast- und Hotelwirtes, aber auch jedes mit Nahrungsmitteln handelnden Geschäftsmannes, sich mit diesen Lebensfragen ernster zu beschäftigen, Fragen, von deren befriedigenden Beantwortung und verständnisvoller Berücksichtigung nicht nur das Wohl des Einzelnen, sondern das unserer ganzen Volksgemeinschaft in der Zukunft mit abhängig ist. Es kommt darauf an, nicht nur täglich schmackhaft zubereitete Kost auf den Tisch zu bringen, sondern Speisen, die unter Beachtung der Art, Menge und des Nährwertes der in ihnen vorhandenen Nährstoffe zweckmäßig entsprechend den täglich tatsächlich zu deckenden Nährstoffbedarf zusammengestellt sind. Es muß mehr denn je vorher darauf geachtet werden, daß keine minderwertige, gefälschte oder gar verdorbene Nahrungs- und Genußmittel für das gute knappe Geld eingetauscht werden. Jeder muß heute wissen, welche Wege er einzuschlagen und welche Maßnahmen er zu treffen hat, um die Polizeibehörden in dem Kampf gegen gewissenlose Fälscher und Betrüger tatkräftig zu unterstützen. Hierüber, ferner über allgemeine Wirtschafts- und besondere Ernährungsfragen mit Berücksichtigung der durch die Forschungen der letzten Jahre außerordentlich in den Vordergrund getretenen in gewissen Nahrungsmitteln enthaltenen durchaus lebensnotwendigen sog. Ergänzungsstoffen (Vitaminen), über die Zusammensetzung der hauptsächlichsten Nahrungsmittel und ihre zweckmäßige küchenmäßige Verarbeitung, über ihre Ausnutzung im menschlichen Organismus, über berechtigte und unberechtigte Handels- und Verkehrsanschauungen und -Gebräuche gemäß den bestehenden Gesetzen, Verordnungen etc. und der stehenden Rechtsprechung in Nahrungsmittelstrafsachen und über vieles andere mehr belehrt in kurzgefaßter, sich dem Gedächtnis leicht einprägender Form die Juckenackesche Schrift. Man kann nur wünschen, daß sie in jeder Küche zur Hand ist, nicht nur einmal gelesen, sondern dauernd als Berater zugezogen wird.

Das preußische Ministerium für Volkswohlfahrt ist bereit, den Bezug des Büchleins zu einem Vorzugspreise von 1,13 Mk. statt 1,50 Goldmark zu vermitteln. Die Weiterleitung derartiger Bestellungen übernimmt gern das Städt. Untersuchungsamt in Hamm (Zuständigkeitsbezirk: Stadt Hamm, Kreise Hamm-Land, Arnsberg, Brilon, Lippstadt, Meschede und Soest), an das baldmöglichst bis spätestens 20. März 1924 die Bestellungen zu richten sind.

Für die Schriftleitung verantwortlich:
Hans Albrecht, Brilon.